

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 4 (1928-1929)
Heft: 11

Artikel: Auf der Suche nach Land
Autor: Probst, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065083>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

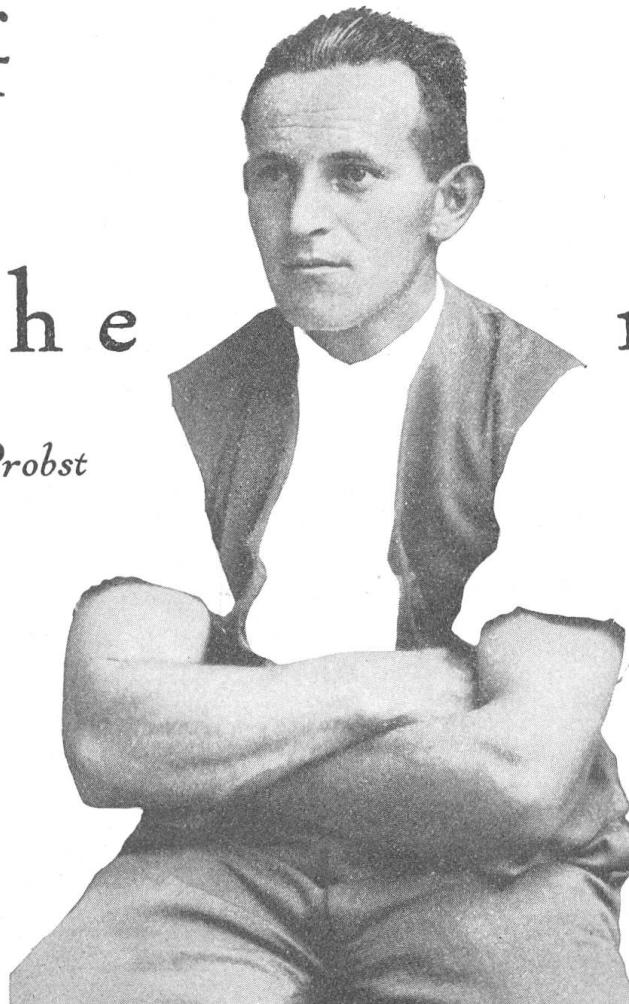
A u f d e r S u c h e n a c h

Von Paul Probst

F a h r t

Der Schnellzug fährt immer rascher. Mit den Stühlen und Bänken, mit den Fenstern, mit dem ganzen Coupé mache ich die Beschleunigung mit. Aber merkwürdig, etwas in mir sträubt sich dagegen. Ist es der Beharrungswille?

Ein Teil meines Ichs ist einfach zurückgeblieben. Am Bahnhof oder irgendwo in der Schweiz und mit diesem Teil verbinden mich unsichtbare Fäden, welche sich mit wachsender Zugsgeschwindigkeit straffer und straffer spannen, mich durch die Rückwand hindurchzuziehen drohen, auf die Schienen hinaus und zurück in den Bahnhof Bern, nein, ins traute Dörflein zurück, zu Verwandten und Bekannten und sogar in den Verein als geschätztes und geachtetes Mitglied, als sogenannter Hans oben im Dorf.



L A
N
D

Jetzt, wo ich das Ende der Fäden sehe, jetzt wage ich's, sie zu zerren. Ein Ruck. Ich reisse das Fenster auf und ein Jauchzer fliegt hinaus, nimmt die Fäden mit sich, hinauf in die blaue Frühlingsluft, bis sie zu Spinnweben werden. Wohin sie jetzt schweben, ob sie dem fliehenden Zug folgen oder an den im Duft verschwindenden Bergen hängen bleiben, mir ist's gleich.

Departement Ain, Pays de Gex, 24. Juni

Jetzt bin ich schon vier Wochen in Frankreich und immer noch am gleichen Ort. Das hatte ich im Anfang nicht ge-

dacht, dass ich solange hierbleiben würde. Es gefällt mir aber auch gar nicht übel in dieser Gegend. Ich hatte mehr Glück als Verstand, als ich diese Stelle schon nach den ersten zwei Stunden fand. Das ging so zu :

Im Bahnhof Genf angekommen, steige ich aus und laufe einfach den andern Reisenden nach und weiss nicht recht, soll ich rechts oder links hinaus. Da kommt mir ein rettender Gedanke. Mitten im Verkehr des Genfer Bahnhofs stelle ich meinen Koffer ab, setze mich darauf, um meinen Fahrplan, sowie die *Carte de France* zu studieren.

Gute Beispiele werden nachgeahmt. Nicht lange geht's, sitzt nicht weit von mir ein Bauer ab, zieht ein angegriffenes Päckli Weber B. C. aus der Tasche, schaut's an, steckt's wieder ein und nimmt sich dann aus einem unangegriffenen einen Stumpen und steckt dieses dann in die obere Westentasche, so dass es jedermann sehen kann.

« Aha, der macht Zollrevision », denke ich und frage ihn : « Weit dr o über d'Gränze ? »

Ebenso berndeutsch kommen die Antworten zurück. Keine fünf Minuten geht's und ich habe durch ihn eine Adresse, wo ich als Heuer eintreten kann.

An ihren Früchten sollt Ihr
sie erkennen

Mein neuer Wohnort ist ein ehemaliger Herrschaftssitz, « Les Iles ». Es ist eine von der Rhone umflossene Halbinsel. Dem schön gewachsenen Obstgarten und den gleichmässigen Saaten sehe ich an, dass das Heimwesen nicht schlecht ist und dass es gut bewirtschaftet wird. Den noch bestehenden verwilderten

Hecken, dem verfaulten Dach an dem Hangar, den mannshohen Nesseln in der grossen und kunstvoll angelegten Gartenanlage, dem zusammengefallenen Springbrunnenbassin, den alles überwuchernden Schlingrosenhecken und der wieder gepflegten Glycine an der Hauswand sehe ich sofort drei Episoden an :

1. Eine der vollen Blüte unter reicher Herrschaft;
2. eine des vollständigen Zusammenbruchs unter falscher Leitung und
3. eine des langsamten Wiederaufbaues unter zäher, an Pflug und Hacke gewohnter Bauernhand, die gegenwärtig noch keine Zeit findet, sich mit Parkanlagen und solchen Liebhabereien abzugeben.

H., ein gebürtiger Berner, ist ein kleiner, unersetzer Mann, der sich vom kleinen Schuldenbauer und Lehenmann zum jetzigen Gutsbesitzer emporgearbeitet hat. Gekauft hat er das Heimwesen



Der Verfasser

relativ teuer genug. Jetzt hat aber das Gut fast den dreifachen Wert.

Es gehörte dazumal einem der Hauptaktionäre der P. L. M. und der hatte als Pächter auch einen Schweizer. Der hatte es aber mehr im Maul als im Kopf und in den Armen. Blagiert habe er in allen Wirtschaften, wie er den Franzosen « la culture vaudoise » zeigen wolle, wie er dreimal mehr aus dem Boden ziehen wolle als seine Vorgänger. Dann habe er grossartig angefangen, und nach drei Jahren hatte er kaum mehr genug Stroh für seine neun Kühe und von diesen nicht viel mehr Milch als für den Hausgebrauch !

H. hat jetzt nach neun Jahren auf dem gleichen Land 20 Kühe und 12 schöne Rinder, verkauft über 100 Säcke Weizen pro Jahr und hat Stroh in Hülle und Fülle. Aber von selber ist dies alles nicht gekommen. Er und seine vier Söhne, und bevor sie verheiratet waren auch seine Töchter, haben gearbeitet von früh bis spät, und noch jetzt sind alle Hände voll zu tun.

« Wenn ich das „Heimet“ zum gleichen Preis in Pacht gehabt hätte, wie mein Vorgänger,» so sagt er oft, « ich hätte in der gleichen Zeit noch 50,000 Francs mehr auf die Seite gebracht.»

« Aber tant pis, in der Schweiz hätte ich überhaupt nie soviel zusammengebracht mit meiner grossen Familie.»

Pionierarbeit

Da ist z. B. der « Hoger » hinter dem Hause. Es ist heute ein prächtiges Luzernenfeld. Vor vier Jahren waren hier noch drei Reben mit einem Flächeninhalt von zusammen zirka 3 Hektaren. Ihre Besitzer hatten diese Stücke ganz ver-

gessen und niemand kümmerte sich um die Rebstöcke, Brombeeren, Stauden und das hohe Gras, das hier lustig alles durcheinander überwucherte. « Vor vier Jahren hab' ich alles gekauft », erzählte mir H. « Nie werde ich die Fuhre vergessen, wie wir diesen Urwald das erstmal unter den Pflug nahmen. Vier Pferde hatten zu ziehen, was sie nur aus den Beinen brachten. Unserer zwei mussten den Pflug halten und trotzdem drohte öfters die ganze Geschichte den Abhang hinunterzurollen. Aber alle Tage zwangen wir's ein Stück weiter hinauf, und als nach mühevoller Arbeit der ganze « Hoger » gekehrt » war und sich die glänzenden Lehmfurchen eine auf die andere gelegt hatte, da überliessen wir dem Winter die weitere Bodenbearbeitung. Im Frühling konnte man die Geschichte vergessen und Hafer säen.

Ergebnis :

1. Jahr. Sommerhafer, schlechte Ernte.
2. Jahr. Winterhafer, Luzerneinsaat. Haferernte sehr gut. Luzerne noch ein Schnitt grasen vor dem Einwintern.
3. Jahr. Den ganzen Sommer 20 Kühe füttern mit dem Luzerneertrag und mit dem Milchgeld Ankaufs- und Arbeitskosten für den ganzen « Hoger » decken.

Es muss hier noch bemerkt werden, dass H. als Arbeitskosten nur das rechnet, was er an fremde Arbeiter ausgegeben hat, aber einewäg !

Wie Heiri eine Frau sucht

H's. sind wohl hier in Frankreich und begehrten nicht weiter. Nur die Frau hat sich der älteste Sohn letzten Frühling in der Schweiz geholt. Auch die andern haben nicht so recht « goût » für die Französinnen. Ich habe nur einen einzigen Schweizer gekannt, der eine Französin geheiratet hat und der wird niemals

einen grossen Hof übernehmen. Die Schweizer hier holen deshalb ihre Frauen meistens in der Schweiz oder heiraten unter sich. Auch dabei kann man natürlich hereinfallen.

Ein lustiger Handel ist Heiri, unserm Knecht, passiert. Er war am Samstag zu einer Hochzeit bei befreundeter Schweizerfamilie eingeladen. Auch unser Heiri hatte dort mit der Schwester der Braut ein Verhältnis und hoffte, während der Hochzeit eine Verlobung zustande zu bringen. Er hatte im Sinn, nachher eine Halbpacht zu übernehmen. Was passiert? Er fragt den zukünftigen Schwiegervater um die Hand seiner Tochter. Der hat aber bemerkt, dass ein anderer auch ein Auge auf seine Lydia hat und der passt ihm besser. Er verspricht deshalb nichts und setzt H. neben seine zirka 10 Jahre ältere Tochter und diese gibt sich mit H. alle Mühe. Mit gebrochenem Herzen hat er mir nachher diesen Vorgang erzählt: « Aber was will man, so geht's auf der Welt. Zwar hat sie böse Beine und auch sonst gefällt sie mir nicht. Gemerkt habe ich aber doch, was sie wollten und schliesslich hat sie ja die gleiche Abstammung wie Lydia. » — « Bloss es bitzeli älter! »

Die ewig Unzufriedenen

Vorigen Sonntag war ich mit «Miggu», dem Zweitältesten, auf dem Ball in Collonges, um noch mehr Schweizer kennen zu lernen. Im Pays de Gex sind ja zirka 30 % der bärurischen Einwohnerzahl Schweizer.

Da waren die « Liechtibuben », die so heimelige Lieder und Jodel sangen. Die sind bei ihren Eltern auf einem Pachtgut. Dann waren die Brüder Perrin,

Grundbesitzer, die vor zwei Jahren gekauft haben und gegenwärtig nicht recht wissen, geht's aufwärts oder abwärts mit ihrem Kassenbestand. Wer kauft, muss sich halt in acht nehmen, dass er nicht zu teuer bezahlt. Wir Schweizer kommen halt immer in Versuchung, die Preise auf schweizerische Verhältnisse umzurechnen.

Alle hier anwesenden Schweizer sehen mehr oder weniger unzufrieden aus. Warum auch?

Ich glaube, wir Schweizer suchen immer das « lätze » am « lätzen » Ort. Sitten wir da in einem Tanzlokal inmitten von 50 bis 70 der denkbar geeigneten Tänzerinnen, schlank und geschmeidig wie Wiesel, mit glänzenden Augen und Bubiköpfen voll Schelmereien. Aber was tun wir? Wir tanzen wenig oder gar nicht und machen langweilige Gesichter.

Dazu trinken wir bedächtig Rotwein und behaupten dabei, weisser Waadtländer sei viel besser und aromatischer, schauen in das tanzende Gewimmel, stellen uns dazu das Ideal einer tüchtigen Hausfrau vor Augen und singen: « *Im schönsten Wiesengrunde.* »

Wären die gleichen Kerle zu Hause an der Schlussfeier eines Gartenbaukurses oder Samaritervereins, wären dort die gesittetsten Töchter des Landes, vom auserlesenen « Freibergerschlag » anwesend, spielte dazu einer auf der Handorgel noch so anmutig einen Polka nach der Melodie: « *Niene geit's so schön u luschtig ...* », ich will hundert gegen eins wetten, die gleichen Burschen würden einander in die Seite stupfen, spöttisch lächeln und sich zubrummen: « *Mi Seel, keini, wo Rasse het, isch derby.* »

Ich glaube, gerade diese brummige Art (vielleicht kann man dem auch träume-

risch sagen) kann es den einheimischen Franzosen nicht recht. Aber wer so ist und tut, der ist ja im Grund überall ein Fremder. — Dass die Schweizer um ihrer Nationalität willen nicht beliebt sind, glaube ich nicht.

Auf dem gleichen Ball lernte ich auch eine Schweizerin kennen, die als typisches Emigrantenprodukt bezeichnet werden darf.

La Didine heisst das jetzt tausend Wochen alte Mädchen. Schon vorher habe ich sehr viel von ihr erzählen gehört. Ich weiss nicht recht, ist sie mehr berühmt oder berüchtigt. Als voreheliche Tochter der Frau S. kam sie mit ihren Eltern vor 12 Jahren hierher. Hübsch und lebendig wie sie war, hatte sie Mühe, gegen den Neid der französischen Schulkameraden aufzukommen. Um sich geltend zu machen, stellte sie alle möglichen Streiche an. Bei den Buben erwarb sie sich dadurch Anhang und Verehrung, bei den Mädchen Neid und Verachtung.

Das ist ihr auch jetzt noch geblieben. Zuviel Verehrer sind aber für ein so junges Mädchen nicht von gutem. Erstens bekommen sie gern ein freches Maul und zweitens werden sie so eingebildet, dass sie geradezu dumme Streiche machen.

Gegenwärtig geht die Didine mit einem nichtsnutzigen « Tschinggel ». Das macht natürlich ihrem guten Namen keine Reklame.

« Schade ums Tierchen, es fräss so schön. »

Es ist eine riskierte Sache, die Kinder in französische Schulen zu schicken. Entweder werden sie von ihren Kameraden als räudiges Schaf behandelt, oder sie setzen sich durch und, um nicht der « Ausländer » zu sein, machen sie die schlech-

ten Manieren und Bräuche alle nach und übertreiben sie womöglich noch.

Sprachkenntnisse nicht nötig

Letzte Woche hatten wir einen Regentag. Da machte ich einen Ausflug nach Divonne. Mein Meister hat mir noch verschiedene Adressen mitgegeben, weil ich mich ja hauptsächlich um Schweizerbetriebe interessiere.

Der erste, den ich besuchte, war ein Luzerner. Sein Heimwesen hat er gut im Gang und verdient schön Geld darauf. Er hat immer Schweizerknechte und ich ging hauptsächlich zu ihm, weil ich seine Adresse schon oft in Schweizer Zeitungen gesehen habe. Er suchte immer « treue, zuverlässige Burschen, Sprachkenntnisse nicht nötig ».

Jetzt weiss ich warum. Er zahlt zuwenig Lohn. Bis dann die Burschen französisch verstehen und informiert werden, oder die Lage sonstwie begreifen, hat er billige Arbeiter. An diesem freundegenössischen Handeln haben natürlich die Franzosen die grösste Freude.

Noch mehrere sehr gutsituerte Schweizer habe ich im Pays de Gex angetroffen. Die Bewirtschaftungsmethode ist hier ähnlich wie im Waadtland. Auch kann mit der Zeit die dort betriebene Simmentaler-Viehzucht von sich reden machen. Gute Schweizerkühe werden in Südfrankreich gerne gekauft.

Auch Halbpächter habe ich im Pays de Gex besucht und es bei ihnen auch ungefähr so angetroffen, wie mir H. schon vorher sagte. Das Prinzip bei einer Halbpacht ist folgendes: Der Halbpächter übernimmt vom Patron das gesamte tote und lebende Inventar, sowie das Land

ohne Zins, hat dann alles zu unterhalten und das Gut mit seinen Leuten zu bewirtschaften. Dafür erhält jeder die Hälfte des Ertrages.

Dies Geschäft sieht nun auf den ersten Blick recht verlockend aus und viele fallen auch darauf herein. Kann doch hier ein jeder ohne Kapital anfangen und selbständiger Bauer werden. Wer alles von Grund auf kennt, kann es auch wagen, einen Pachtvertrag abzuschliessen. Dabei soll er aber nie vergessen, dass der Verpächter schon viele Jahre, vielleicht schon Generationen lang die Halbpacht kennt und alle diesbezüglichen Gesetze, dass er darin aufgewachsen ist und alle Vorteile kennt. Ein Ahnungsloser wird in mehr als 50 % der Fälle hereingelemt und kann mit einem Knechtenlöhnen dem Patron das ganze Heimwesen hinaufarbeiten.

Ein wichtiger Punkt ist z. B.: Welche Rechte habe ich als Selbstversorger mit Nahrungsmitteln? — In der Schweinehaltung: Wer kauft die Futtermittel, wenn zugekauft werden muss? Wer bezahlt den Kunstdünger usw.?

Zwei Tage habe ich mich in der Gegend zwischen Rhone, Genfersee und Jura herumgetrieben und dabei viele Schweizer angetroffen und mich auf alle möglichen Arten bei ihnen eingeführt. Bald war ich Arbeitsuchender, bald Vertreter für Fordtraktoren oder dann machte ich als Kantonsmitbürger nur einen Freundschaftsbesuch.

Lyon, 3. Juli

Es ist doch schön, Bauer zu sein! Besonders in einer Gegend, wo man sieht, dass eine tüchtig und freudig be-

triebene Landwirtschaft dem ganzen Lande gut täte.

Gibt es denn für einen Bauern ein fremdes Land? Ist nicht überall, wo er Grund und Boden hat, wo er ihm zusagende und bezahlte Arbeit findet, wo er das Korn wachsen sieht und den Duft frisch gepflügter Erde einatmet und wo am Morgen taufrisches Gras auf die singende Sense wartet, wo die Mähmaschine rattert und gutgenährte Pferde mit den Schweifen die Fliegen und Bremsen wehren, ist nicht überall da seine Heimat?

Der Abschied von Collonges ist mir nicht schwer geworden. Warum auch? Der Heuet war jetzt fertig; 800 Francs verdientes Geld hatte ich im Sack und mit dem konnte ich schon einen Sprung ins Innere von Frankreich wagen.

Wer frischen Mut hat und Geld im Sack, der findet überall Arbeit. So ging's auch mir. Wenn ich die Leute auf den Feldern arbeiten sah, ihnen einen richtigen Jauchzer zuschickte und dann halb Spass, halb Ernst um Arbeit fragte, wurde ich meistens gut empfangen und hätte an den meisten Orten bleiben können. So auch im Klostergut Chartreuse, wo ein jetzt neutralisierter Schweizer, ein Mr. Kolly, als Verwalter ist. Ich hätte gern dort bleiben können; aber als ich mir das saubere, gut geführte Gut angesehen hatte, überlegte ich mir, dass ich eigentlich in dieser Gegend nicht viel Neues sehen konnte.

Valence

Die Rhoneebene. Ja, von der habe ich jetzt genug! Herrschaft, war das eine Hitze die paar Tage hier unten.

Das ist wohl schwerlich eine Gegend

für Schweizer. — Oder geht es nur mir so, dass ich Grasland sehen muss, um Freude am «Bauern» zu haben ? Dazu die ewige Ebene und darauf Weizen, nichts als Weizen. — Zwar schöner Weizen, sehr schöner, aber nichts anderes dazwischen als etwa hie und da ein Luzernenfeld. — Ja, wenn noch ganz grosse Güter wären, dass man mit dem Traktor etwas machen könnte und dann nach amerikanischem Muster so recht en gros farmern ! — Dann hätte ich auch noch bleiben mögen.

Auf der Arbeitsuche war ich zwei Tage in der halbdürren Rhoneebene. Arbeit suchen ist fast mühsamer als arbeiten. Das Köfferli am Rücken geht's von einem Hof zum andern. Und überall ward mir der Bescheid : « Vous êtes trop tard, nous avons notre personnel. »

Das wäre noch alles nichts, wenn ihnen nur etwa in den Sinn käme, etwas zu Trinken zu offerieren.

Jetzt konnte ich doch einmal die Gegend so recht geniessen. Wasser habe ich nirgends gefunden. Aber Schafhirtinnen haben sie hübsche in der Valencer Gegend. Wenn irgendwo ein schattenspendendes drei Meter hohes Kiefernwäldchen die Ebene zierte, so konnte man sicher sein, im kühlen Schatten eine hübsche strickende oder singende Bergère anzutreffen. Sie waren aber auch die einzigen Menschen, die mir auf meiner Stellensuche gute Ratschläge gaben. Zum Beispiel wusste eine, dass in jenem Gut ein junger Schweizer als Knecht sei, sogar dass er aus dem Departement Türgo komme. Ich solle nur dort um Arbeit fragen, der Patron sei sehr zufrieden mit ihm und habe gesagt, die Schweizerarbeiter seien mehr wert als die Franzosen.

Ein « braves Zimis » hat's gegeben dort

und gute Wünsche auf den Weg; das tut einem doch wohler, als die Tür vor der Nase zuschlagen.

Chalon sur Saône

Das wäre also jetzt das gelobte Land. — Je nun, so übel ist's nicht, hier dem Centralkanal nach. Wenn ich nur bald wieder Arbeit fände. Die grossen Eisenbahnreisen und die Landstrasse zerren am Geldsäckel. Schön war's aber doch, die Reise von Valence hierher. — Die Idee, mir diese Gegend anzuschauen, habe ich in der « Station de Sélections » der Brüder Tézier bei Valence gefasst.

Eines Morgens als ich in meinem Garbenhaufen erwachte, bemerkte ich, dass ich mich mitten in einer Versuchsstation befinde. Nachdem ich die Augen ausgerieben und mich vergewissert hatte, dass ich noch in Frankreich und nicht etwa im Liebefeld sei, konstatiere ich wieder einmal, dass der Mensch im Grund gar nicht viel Verstand nötig hat, nur Glück muss er haben ! Gestern abend wusste ich noch nicht, was mit dem heutigen Tag anfangen, habe mich verärgert in einen Haufen Garben hingelegt und am Morgen liege ich in der Selektionsstation der Brüder Tézier.

Arbeit gab's keine dort, aber Weizensorten, wie ich bis dahin in Frankreich noch keine sah. Sortenwahl und richtige Bodenbearbeitung sind also auch im Ausland wertvoll. Merkt's euch, Schweizer in Frankreich !

Schweizer Bauern fand ich keine in dieser Gegend, wahrscheinlich weil dort das Land teurer ist als anderswo. Vielleicht auch weil die Einheimischen weniger zutraulich sind als z. B. in den Juraländern.

Langres, den 19. August

Unterdessen habe ich im welschen Jura den Heuet mitgemacht. Das hat mir gut getan.

Dann bin ich nach Dôle, nach Dijon gewandert. In jener Gegend hatte ich einen Zwischenfall.

Ich machte mich bei einer dort arbeitenden Dreschmaschine nützlich und bald merkte der Patron, dass ich doppelt so viel Stroh band, als die andern Burschen. Deshalb nahm er einen weg zu anderweitiger Verwendung. Am Abend zahlte er mir auch 20 Francs, obschon ich nur von 9 Uhr an mitgeholfen hatte. Als mich dann noch zwei andere Patrons für die nächsten zwei Tage bei ihnen fragten und ich versprach zu kommen, war das Mass bei den andern Arbeitern voll. Aus Verschiedenem merkte ich, dass sie mich am andern Tag wegekeln wollten. Ein paar Taglöhne hätte ich ja nun gerne verdient. Unter diesen Umständen hätte es aber leicht Krach geben können und selbstverständlich hätte ich mich von den Kerlen nicht so leicht unterkriegen lassen. Aber was dann? Wenn die Polizei dahinter kam? Sehr wahrscheinlich wäre ich dann als Raufbold ausgewiesen worden.

Dies zu vermeiden, packte ich in aller Frühe und in der Stille mein Köfferli und drückte mich ungesehen zum Dorf hinaus. Wie ich mich so bei Nacht und Nebel davontrollte, die weite Strasse nach Frankreich hinein unter den Füssen, mich der Flucht fast schämte, da fällt eine Sternschnuppe und mir gleichzeitig der Gedanke ein: « Dem Mutigen gehört die Welt. »

Côte d'Or

Es nimmt mich wunder, wie Freund R. sich in dieser Gegend zurechtfindet. Er ist vor ein paar Jahren ausgewandert und hat mit einem andern zusammen ein Lehen übernommen.

Ich für meinen Teil möchte nicht in dieser Gegend bleiben. Da sind mir zu viel Steine und die gute Erde über den Felsen vielerorts bloss 30 cm tief. Da pfeife ich auf billigen Lehenzins.

Es ist gerade die Zeit der Haferernte. R. sitzt zu Hause in der Küche und hat allen Mut verloren. Schon drei Jahre hat er kaum mehr den Zins herausgebracht und dieses Jahr muss er Geld drauflegen, obschon der Zins nur etwa 7000 Francs beträgt und das Heimwesen über 100 ha gross ist. Was will man aber? Wenn's auf 100 ha nichts gibt, dann gibt's auf einem grossen Heimet nichts und das ist noch schlimmer als auf einem kleinen.

Dazu hat R. Unglück gehabt mit den Pferden, als es am nötigsten war, konnte er zwei nicht brauchen und die andern zwei waren wegen Futtermangel und Ueberanstrengung so schwach, dass sie sich kaum auf den Beinen hielten. Die Nachbarn haben während dieser Zeit selber nicht zuviel Zugkräfte und vielleicht derangieren sie sich wegen einem Ausländer auch noch weniger schnell, um ihm zu helfen, als wenn es einer der ihren wäre. Auch die Kühe stellen sich dies Jahr schlecht und geben infolge Futtermangels wenig Milch. Heu ist fast keines vorhanden und weil R. den Mut ganz verloren hat, machen die Händler mit ihm, was sie wollen.

Was hilft es der jungen Frau, dass sie

mit Energie die Zügel in die Hand nimmt? Sie kann den Gang der Dinge nicht mehr aufhalten. Ein Meister, dazu noch ein Ausländer ohne Initiative, ist in Frankreich ausgeschlossen. Ich kann nichts anderes als R. raten, seine Sachen baldmöglichst zusammenzupacken, den Betrieb aufzustecken und ein Billet Schweiz einfach zu nehmen. Ich glaube, R. hat auch noch Heimweh.

Der Weg zum Misserfolg

Wie kann dies alles nur kommen?

1. Der Betrieb ist zu kompliziert, die 100 ha sind in fast ebenso vielen Stücken in allen Windrichtungen zerstreut. Ein Knecht findet die Aecker nicht, ohne dass der Meister mitgeht. Dabei hält man hier auf dieser Betriebsgrösse nur einen Knecht und die haben die Mode, fleissig den Platz zu wechseln.

2. Grasen ist bei den weit zerstreut liegenden Grundstücken fast unmöglich. Das Gras wächst auch sehr langsam, weil es hier zu trocken ist. Weidegang ist aus dem gleichen Grunde nur auf einem beschränkten Teil des Gutes möglich, der muss als Weide bleiben. Deshalb beschränkte Viehzahl.

3. Aus obigem Grund wenig Mist, darum magerer, zäher Boden. Sehr intensive Bodenbearbeitung wäre absolut notwendig, deshalb gutes und teures Pferdematerial. Ein Traktor ist der zerstreuten und kleinen Grundstücke wegen unrentabel.

4. Der wenig tiefgründige Boden bedingt oberflächliches Ackern mit dem kleinen einscharigen Pflug. Diese Bestellungs methode kennen die Schweizer meistens zuwenig.

5. Zuwenig Geld vorhanden, um den ganzen Betrieb wieder in Gang zu setzen. Es war schon von Anfang an zuwenig Betriebskapital.

6. In der Schweiz hätte R. es wahrscheinlich nie mit einem grösseren Betrieb gewagt. 9 bis 10 Jucharten wären für ihn das Maximum gewesen.

7. Ein guter Arbeiter ist nicht immer ein guter Meister.

Ich habe mit Franzosen im gleichen Dorf gesprochen und ihre Betriebe be-

sichtigt. Auf viel kleineren Gütern haben sie dieses Jahr den drei- und mehrfachen Ertrag von R. Sie kennen eben ihr Land besser und sind nicht so dumm, wie viele Schweizer-Auswanderer glauben. Ein so grosser Betrieb lässt sich nicht von einem Tag auf den andern auf den Kopf stellen und in schweizerische Verhältnisse umändern. « Chaque pays sa mode », sagt der Franzose.

Langres

Ein befreundeter Käser hat mir zu Arbeit verholfen hier in der Umgebung. Mit der Dreschmaschine gehe ich jetzt. Weil mich Freund A. empfohlen hat, werde ich überall gut aufgenommen. Dass sie mich nicht wieder fortschicken, dafür sorge ich. Die weitere Empfehlung besorgt jetzt immer ein Patron dem andern. Essen tut man hier in der Gegend wie die Fürsten, schade nur, dass es nicht Kaffee und Rösti « z'morgen » gibt, anstatt Spiegeleier und Wein.

Schweizer hat's auch hier in der Gegend und da kommt's heraus, dass hauptsächlich Familien mit viel Kindern (eigenen Arbeitskräften) und etwas Geld gut auskommen.

Zum Beispiel der Westschweizer S., auf der Ferme unterhalb des Städtchens Langres, er liefert seine Milch direkt in die Stadt. Allen seinen Produkten, die er mit Hilfe seiner Angehörigen erzeugt, findet er guten Absatz. Auch von seinen ins Heiratsalter kommenden Töchtern kann man dies behaupten. Wir Schweizer hatten heute auf dem Ball Mühe, auch hie und da eine von ihnen zum Tanzen zu erwischen.

Mr. M., gewesener Sergeant während des Weltkrieges, jetzt Pächter in Ch.,

ein energischer, zielbewusster Franzose, erzählte mir, dass noch vor acht oder neun Jahren in der Gegend meistens Getreidebau getrieben wurde. Da kamen die Käsereien auf und damit vermehrte Viehhaltung.

Deshalb sind auch gute Käser in Frankreich überall gern gesehen. Die Nationalität spielt hier keine Rolle. — Im Verhältnis zur Produktion wird in Frankreich viel mehr Käse gegessen als in der Schweiz.

Wer draussen in einem Café speist, der bekommt zum Dessert Käse, ohne dass man ihn verlangt. — Warum geschieht dies nicht auch schon lange bei uns? — Selber essen macht auch Reklame.

Kuh- und Mädchenhandel

Letzte Woche war ich einmal mit M. auf dem Handel. M. suchte hochträchtige Kühe, ich half sie aufzutreiben. Dabei haben wir ein schönes Stück Haute Marne durchstreift. — Ich habe mehrere Schweizer angetroffen und dabei bemerkt, dass Pächter mehr verdienen als Besitzer.

Wo es nicht gut geht, liegt die Schuld hauptsächlich an zu kleinem Betriebskapital und an zuwenig menschlichen und tierischen Arbeitskräften. Eine nicht geringe Schuld ist auch der Konkurrenz beizumessen. Die Franzosen haben billigeres Geld als wir Schweizer. Zum Beispiel die Kriegsinvaliden bekommen von einer eigens hierzu gegründeten Kasse Geld zu 1% wenn sie es im landwirtschaftlichen Betrieb verwenden.

Die Viehpreise betragen hier an den schweizerischen gemessen etwa 60 bis 80 %. Ebenso der Milchpreis.

Passende Kühe haben wir wenig aufgetrieben, gekauft nur eine, dafür hat M. für einen 30jährigen Burger von Ch. eine Frau gefunden. Eine Kriegerswitwe mit Heimwesen. Er ist Bauernsohn. — Ich denke, sie werden einig werden.

Sens, 29. August

Meinen Freund R., den ich hier besuchen wollte, habe ich gefunden. Seit drei Jahren arbeitet er in einer Autokarosserie. Ach, wäre er nur auf dem Lande geblieben! Er sähe anders aus. — Eine Glatze! — Die Augen tief in den Höhlen. — Nichts Rotes am Kopf, als das Weisse in den Augen. Eine hochelegante, jetzt etwas schäbige Kleidung (komplett natürlich) hängt über sein Knochengestell. — Wenn ich ihn am Kragen fassen und schütteln würde, so klapperte es, wie früher das Handwägeli, mit den zwei sich drehenden Täubchen, mit dem wir zwei so oft Rossmist zusammen führten.

Und mit dem Kerlchen habe ich früher geschwungen!

Und er war ebenso stark wie ich.

Dazu behauptet er noch, er sei nicht krank, ihm fehle gar nichts.

Nein, der grosse Lohn und die vielen Vergnügungsgelegenheiten sind doch nicht alles. Was hat er jetzt? — Alle Tage 40 Francs Lohn und keinen Rappen Geld im Sack.

Ich fahre in der Welt herum, sehe mir ganz Frankreich an, arbeite für 20 Francs, manchmal für 10 und sehr, sehr oft gar nicht oder umsonst und habe gegenwärtig 800 Francs auf mir. Dazu bin ich gesund und munter. Obschon ich bei der Hitze und Arbeit von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends 8 kg abgenom-

men habe, so nehme ich doch am Abend nach des Tages strenger Arbeit, zwar hauptsächlich um den Franzosen die Kraft der Schweizer zu beweisen und zu blagieren, einen Doppelzentner Weizen « ung'schnuppet » vom Boden auf und auf die Schultern.

« Rüedu, chumm du ume mit mir » aufs Land hinaus, in Gottes freie Welt.

« Wenn du so nach der Schweiz zurückkommst, ich glaube wahrhaftig, du könntest als Demonstrationsmodell für die « Flucht vom Lande » viel Geld verdienen. »

*Wenn ds Bure nid so schön wär,
Wär miech's äch de no ?
Mier täti's ufstecke u laufti dervo.
Ja, wärche, das muess me !
Doch macht üs das nüt,
Gloubsch mier chönn' nid läbe ? —
O, d'Bure sy Lüt.
Es Rössli zum Rite
E Schatz, es paar Säu,
E Stall voll Chueli u d'Bühni voll Heu,
Im Summer go grase
Im Winter i Wald,
Wenn eim das verleidet, so isch er es*
Chalb.

Paris

Weltstadt. — Eiffelturm. — Notre Dame. — Louvre. — Bois de Boulogne. — Versailles — Moulin-Rouge. — Was soll ich armer Bauernknabe zu allem dem sagen ! Das ist schon wie im Märchen. Von den Tuilerien weiss ich noch, dass ich dachte, da wäre mehr Platz als im Lagerhaus für landwirtschaftliche Ge nossenschaften in Bern.

Das ist Paris.

Es bleibt mir noch ein 20er Nötli. Jetzt ist's Zeit. — Billet Paris—Bordeaux. Dort hat eben die Weinlese begonnen, hat man mir gesagt. Da gibt's gutbezahlte Arbeit. 30 bis 40 Francs im Tag. — Da habe ich ja bald wieder Geld.

Bordeaux

Die Leute in Paris haben mich schön angeschmiert. Hier ist keine Spur von Weinlese. Aber ich weiss mir auch sonst zu helfen.

Bordeaux ist eine Hafenstadt. Am Montagmorgen bin ich im Werktagsgewand am Hafen unter den Arbeitern.

Tabakkauen kann ich zwar nicht. Aber die Hände in die Hosentaschen stecken, ich müsste ja schon kein Berner sein. Eine unangezündete Zigarette schief in den Mundwinkel und die Mütze apachenartig aufsetzen, das geht schon. Am Montag sind sowieso nicht zuviel Arbeiter da.

Zwei Tage Kohlen schaufeln und tragen und ich habe wieder Reisegeld.

Morgen früh fahre ich ab nach Agen, Lot et Garonne.

Dort sollen sehr viele Schweizer sein, und auch in der Dordogne sind immer Heimwesen in schweizerischen Zeitungen ausgeschrieben.

Das muss ich mir ansehen.

Familie W. ist gegenwärtig in keiner rosigen Lage. Trotzdem haben sie guten Mut. Es wird schon besser kommen. W's. sind vor fünf Jahren hierher ausgewandert. Französisch konnte niemand von ihnen, und von ihrer zukünftigen Heimat hatte keines eine Ahnung. Nichtsdestoweniger ging es ihnen in den ersten zwei Jahren gut und zwei Töchter und zwei Söhne liessen sie im zweiten Jahr nachkommen. Arbeit und Verdienst war für alle da.

Die Jungen haben bald eingesehen, dass man hier nach Manier der Einheimischen arbeiten muss; aber gekannt haben sie herzlich wenig von den hiesigen Bewirtschaftungsmethoden. Item, es ging.

Da verbrannte ihnen das Haus. Versichert war nichts; bauen wollte der Herr nicht wieder.

« Da mussten wir halt für öppis anders luege und wieder vorne anfangen. »

Das Lehen hier war bald gefunden. Aber jetzt war nicht mehr für alle Arbeit. Eines suchte hier Arbeit, das andere dort. Die zwei älteren Töchter hatten bald « genug Frankreich » und kehrten in die Schweiz zurück. Zwei Söhne sind noch jetzt bei Franzosen und gucken ihnen ihre Culture ab. Letztes Jahr hatten W's noch Rauschbrand im Stall und zwei schöne Kühe mussten abgetan werden. Dazu kommt noch das schlechte Jahr, so dass sie nicht mehr grosse Freude an dem schönen Frankreich haben.

Die Mutter hat sich aber aufgerafft und sagt: « Jetzt mues öppis gah. »

Sie suchte eine grössere Halbpacht, wo sie wieder zusammen arbeiten können. « D'Buebe hei jetz öppis glehrt, französisch chöü mer jetz o afange chlei, es nähm mi z'Tüüfels wunder, ob me's nid no chlei zu öppis bringi. »

Singt Schweizern in der Fremde nie...

Für mich sieht die Sache so aus:

Kinderreiche Familien finden in der Landwirtschaft ihr sicheres Auskommen in Halbpachten.

Der Barlohn wird nicht so gross sein, wie in guten Stellen in der Schweiz, kann aber fast ganz auf die Seite gelegt werden. Die Jüngeren können schon bald ihr Brot verdienen. Die Lebenshaltung muss aber sehr einfach sein. — Wir Schweizer sind aber in dieser Hinsicht verwöhnt.

Pacht : Stark abhängig von der Tüchtigkeit des Betriebsleiters. Anfangskapital muss vorhanden sein. Pächter sind meistens in der Wohnung stark eingeschränkt, da der Herr auch noch ein Appartement für sich beansprucht.

Kauf für Ausländer meistens teuer, Wiederverkauf schwierig. Verschreibungskosten 30 % des Ankaufspreises. Deshalb bei Käufen aufpassen.

Wer auswandern will, soll nicht auf ein sorgloses, schönes Leben rechnen. Das muss zuerst verdient sein. Der Franzosenbauer lebt viel einfacher als der Schweizer. Es ist hier mit rationell betriebener Landwirtschaft etwas zu verdienen, aber sich mit Schulden schlecht und recht durchschlagen, ist schwieriger als in der Schweiz.

Die Feindschaft der Bevölkerung gegen Ausländer ist nicht grösser, vielleicht sogar kleiner als in der Schweiz gegen Fremde.

Für die Kinder happert's sehr oft mit der Schule, dass aber der Durchschnittsfranzose dümmer sei als der Durchschnittsschweizer, kann niemand behaupten.

Am Abend sassen wir bei W's, es waren unserer 10, vor dem Haus unterm Feigenbaum. Die zwei ältern Buben kommen mit einem erlegten Kaninchen von der Jagd zurück. Wir assen Trauben, Feigen und andere Südfrüchte. Der Mond stieg eben auf. Es ist doch schön in Südfrankreich. Da stimmt eines an, ganz leise und zaghafte:

*« Zieh'n die lieben goldnen Sterne,
funkelnd auf am Himmelsrand,
denk' ich dein in weiter Ferne,
schönes, teures Schweizerland. »*

Mäuschenstill ist's nachher.
Ein tiefer Atemzug.
« Ja, dr Mond macht eim Längizyti,
am Tag het me nid drzyt », sagt der Aetti.
Wir sangen noch manches Schweizerlied am selben Abend.

Serignan (Hérault)

Vendange, Weinlese ! Welchen Zauber bilden nicht diese Worte. — Hauptsächlich für Unbeteiligte. Aber auch für uns ist's nicht ganz langweilig.

Am Morgen, wenn's zum Dorf hinausgeht, sind unsere Winzerinnen immer guter Laune und singen in ihren spanischen und südfranzösischen Patois ein lustiges Lied nach dem andern. Wer wollte da nicht fröhlich sein bei diesem Massenauszug aus dem stinkigen Dörfchen, hinaus in die freie Weite, wo, so weit das Auge reicht, nichts ist als Reben, Reben, Winzer und Reben.

Ja, dieser Auszug alle Morgen. — Kein Umzug wie am Winzerfest. — Nein, gar nicht, dazu ist alles viel zu dreckig. Aber packend, mitreissend. — Massendemonstration. Serignan, ein Dörfchen von 700 bis 800 Einwohnern, hat jetzt eine Einquartierung von 10,000 Menschen. Die müssen fast alle zur gleichen Strasse hinaus.

Zwei Stunden ununterbrochen flutet der Menschenstrom hinaus.

Marseiller Burschen in schön blauen neuen Ueberkleidern. Ein farbiges Tuch um den Hals. Unter der Mütze hervor die unvermeidliche schwarze Stirnlocke. — Ein Eselkarren, eine ganze Familie darauf. Neben dem graustoppelbartigen Fuhrmann mit breitem Strohhut ein altes Mütterchen. Die mageren, blosen Arme umschlingen eine Strohflasche. Zum Ka-

sten hinaus schauen drei strubelköpfige, ungewaschene Kinder. Neben ihnen eine ältere Schwester. Hinten hängt ein junges Ehepaar die nackten Beine zum Karren hinaus. Eine kastanienbraune Spanierin, nein drei; aber nur eine fällt auf, mit rotem Kopftuch und schwarzen Augen. « Freut euch des Lebens », singen ihre Bewegungen. Ein tadellos frisierter Bubikopf, direkt von Paris importiert, kurze Röckchen, es rumpelt und knattert, es rasselt und knallt. — Hoch mit Kübeln beladene Wagen, kurze, schwere Peitschen. — Schöne Beine. — Lachende Gesichter. — Krumme, schmale Rücken. — Spanisch, französisch, Midi patois, arabisch. — Bunte Brusstücher, weisse Zähne. — Gesang. — Flüche. — Muskulöse Kerle und schmachtende Jünglinge. Ein Messer blitzt. — Weiber kreischen. — Zwei uniformierte Gardes champêtre. — Schon wieder einer. — Goldene Ohringe. — Mit der dort habe ich gestern abend getanzt. — Die andere Gruppe habe ich auch schon gesehen. Im Sonntagsstaat, das glitzerte ! — Jetzt sehen sie aus, als ob sie Läuse hätten.

Dann die weite Ebene. — Kein Laut. — Ein Jauchzer. — Arbeitsanfang. — Huh, ist das nass in den Laubgewinden ! — Und kalt. — Wo ist die Poesie ?

Dann kommt die Sonne, Scherz und Arbeit.

« Paul, sifflez une fois », bettelt die Patronne.

Damit meint sie so einen rechten Schweizerjauchzer, der hat Aehnlichkeit mit dem Pfeifen des Serignanbähnchens.

« Juhuhui !!! »

So etwas hat sie noch nie gehört. Alle Nachbarn schauen nach uns hinüber. Darauf kann sie sich fast krank lachen.

Zwei Stunden Mittagsrast. Allotria wird getrieben, oder gesungen; wenn's ganz heiss wird, auch geschlafen. — Und wieder an die Arbeit! Gegen Abend gibt's Rückenweh. Alles wird klebrig. Die Hände, das Gesicht, ja sogar die Kleider kleben am Leib.

6 Uhr! — Gut, ist's Feierabend.

Von 8 Uhr an kommt das junge Volk auf der Promenade zusammen. — Fein herausgeputzt natürlich. Kein Mensch würde die «Drecksäcke» von heute morgen wieder erkennen.

Es wird getanzt und gesungen, geliebt und gerauft.

Viele schwerer und leichter Verwundete hat's während der drei Wochen gegeben und — — — drei Tote.

Schon wieder ein Compatriote

Am Bahnhof in Béziers haben wir einander gefunden, mein Meister, ich und der andere. Ich wollte eben meinen Koffer aufgeben und nach Montpellier abreisen, da haut mich einer an; gefallen hat er mir nicht gerade, und in einer Minute sind wir einig, ich um 32 Francs und drei Liter Wein pro Tag engagiert.

Der andere stand daneben. Ein schmächtiges Büschchen, ungefähr 30 Jahre alt, mit sehr höflichen Manieren. «Ein verunglückter Commis voyageur aus Paris», dachte ich. Er ist als Coupeur angestellt und versorgt das vom Patron erhaltene Visitkärtlein in einem eidgenössischen Dienstbüchlein.

«Sie sind Schweizer?» frage ich.

«Ja, und Sie?»

«Auch, Berner.»

«Und ich Neuenburger.»

Er konnte so gut deutsch wie ich. Ich kenne sogar seinen Vater. — Wir koch-

ten für uns zwei. Die Patronne hatte uns das Kochgeschirr geliehen.

De la politesse

Ah, was sind wir Berner doch für grobholzige «Süchel»! Keine Ahnung haben wir von der Politesse. Das hat R. mir jetzt bewiesen. «Ihr könnt mit einem einigermassen kultivierten Menschen gar nicht umgehen.»

Die letzten acht Tage hatten wir nun auf einer Campagne, hart am Meer liegend, Arbeit. — Wir zwei bewohnten die «Villa Beaurivage». — Das ist eine Bretterhütte von 2,50 m Breite und 5 m Länge. Auf einer Düne, mitten im Sand steht sie.

Am zweiten Tag nach unserer Ankunft kommt uns ein Fischer besuchen, ein alter Matrose. Er hat auf seinen Reisen viel gesehen und erlebt. Wir offerieren ihm ein Glas Wein. Wir haben ja genug. Beim Weggehen bemerkt er unsren Holzhaufen. Er fragt um ein paar Scheiter, das Holz ist hier rar. Ich gebe ihm ein paar Klötze. — «Ein feiner Mensch», sagt R. bei seinem Weggang.

Am andern Tag ist er wieder da. R. macht ihm die üblichen Komplimente und schenkt ein; aber der Kerl will nie «Nein, danke!» sagen und säuft uns glatt 1½ Liter weg.

Er frägt wieder um Holz.

«Gern, warum nicht, wir haben genug und es macht uns Vergnügen» usw., komplimentiert R.

Der Fischer rafft zusammen was er tragen kann, geht und kommt nochmal wieder.

«Jetzt tät's es de bald», sage ich zu R., als er mit dem zweiten «Arvel» fort ist.

« Dä verfluecht fräch Hund — e so öppis — so ne uverschante Fötzel », bu-
geret R.

« Du hesch ihm ja gseit, er söll näh,
es mach is nume Freud », sage ich.

« Das isch nid wahr ! »

« Nid ? Was de ? »

Wenn einer etwas von Anstand kenne,
so nehme er doch nicht alles für bare
Münze usw.

« Jä so ! »

Am andern Tag bin ich noch nicht da,
als der Fischer kommt. R. macht die üb-
lichen Komplimente und er nimmt wieder
Holz. Er kam noch ein zweitesmal, aber
R. hat das Haus geschlossen und sich
versteckt. Wie ich vom Meerbad heim-
komme ist mein Freund ganz aus dem
Häuschen : « Däm chönne mer auwäg
nid Astand bibringe », jammert er.

Jetzt lächert's mich doch.

« Wohl, wohl ! Lue de morn. »

Am andern Tag erkläre ich dem Fi-
scher rundweg : « Jetzt gibt's nichts
mehr. »

R. ist ganz entzetzt.

Der andere spuckt aus, steckt die
Hände in die Taschen und schaut mich
gross an.

« Les Suisses sont des impolis », sagt er.

« Ça peut arriver », sage ich.

Dann schenke ich eine unserer Halb-
literkonservenbüchsen voll ein, ergreife
die andere und : « Gesundheit. »

Er tut einen tiefen Zug bis zum klei-
nen Finger, den hält er aber am Büch-
senboden, stellt ab, schaut mich an, ich
schenke wieder ein und : « Santé cama-
rade », sagt er.

Am andern Morgen brachte er uns ein
Körbchen Fische.

Da wir nur acht Stunden arbeiten, bin
ich später auch ein paarmal am Morgen
vor Sonnenaufgang mit ihm aufs Meer
hinausgerudert auf den Fischfang. Von
da an haben wir für unsere Mahlzeiten
immer genug Fische gehabt und sie mun-
deten uns vortrefflich. Theorie gab's aber
nicht mehr — sur la politesse.

Wer Freude am Weinbau hat und et-
was davon versteht, kann im Midi etwas
verdienen. Die Güterpreise sind zwar
auch ziemlich hoch; aber Pächter und
Halbpächter kommen zu ihrer Sache.

A b s c h i e d v o m S ü d e n

Cette, Montpellier, Avignon, Marseille
und die schöne blaue Riviera, alles läuft
zuletzt dem armen Schweizerknaben
nach.

Wir, mein Kamerad R. und ich sassen
auf einem Haufen Erdnüsse am Marseiller
Hafen. R. mager und braun wie ein Al-
gerier, voll Eifer für seinen neuesten
Plan, die Uebernahme eines Karussells
oder einer Schiessbude in Marokko.

« Wir sehen die Welt, verdienen viel
Geld. Was willst du dich noch mit der
Landwirtschaft abrackern ? »

Da ich nicht will, fährt er allein.

* * *

Die goldene Figur auf der Notre-Dame
de la Garde glänzt in den letzten Son-
nenstrahlen. — Wie hat er gesagt, der
alte X. bei Valence ? « Gang doch zersch
no chlei hei u lueg für ne rächti Frou u
chumm de nachhär ume. »

Andern Tags um 12 Uhr 30 bin ich in
Genf. Jetzt beginnt die « Reise durch
die Schweiz ». Das ist ein Glückspiel von
Franz Karl Weber.

W e r s p i e l t m i t ?